

I. 67.

Kurt Lehr

Freiburg

Als Ausgebombte bei Kriegsende im Elztal

Beim Bombenangriff auf **Freiburg** am 27.11.44 wird die Familie, Münchhofstraße 15, völlig ausgebombt. Der Vater und der ältere Bruder sind an der Front. Auf Anregung einer befreundeten Familie gehen Mutter, der 5-jährige Bruder und Kurt Lehr, damals 10 Jahre alt, zu Fuß ins **Elztal** nach **Oberwinden**. Der Oberlehrer und NSDAP-Ortsgruppenleiter verteilt die etwa 20 Bombengeschädigte aus Freiburg, Kurt kommt zur Witwe Schultis, die schimpft, sie aber dann rührend umsorgt. Schafe hüten mit einem „Landerer“, Bauernjunge aus der Rheinebene, der Tabak dabei hat. Mitte April 45 ziehen deutsche Soldaten ohne Koppel, Rangabzeichen und Waffen von **Waldkirch** her, bewacht von deutschen Soldaten, durchs Tal: das **Militärgefängnis in Freiburg** wurde evakuiert. Tage später fährt eine deutsche Panzerkolonne mit sandbrauner Tarnfarbe des Afrika-Korps in Richtung Freiburg. „Später standen diese Fahrzeuge verlassen und ausgeplündert im Wald zwischen **Heuweiler und Gundelfingen**“. Bei jedem Flugzeuggeräusch läuft Kurt in den Wald: in geschlossenen Räumen hält er es seit dem Luftangriff nicht mehr aus. Am Spätnachmittag des 21.4.45 kommen die Franzosen nach **Oberwinden**. Sie bleiben an der Ortsgrenze. Um 22.30 Uhr klopft es an die Tür: ein Ukrainer in deutscher Uniform. Sein Leutnant ist im Auto zwischen Haslach und Elzach erschossen worden, er konnte fliehen. Nach dem Essen geht er weiter. Am nächsten Morgen: ein einzelner Mann geht mit weißer Fahne aus **Niederwinden** am Haus vorbei, wenig später kommt ein deutscher LKW und fährt trotz Winken weiter: Schießerei, drei Soldaten und zwei Frauen in Zivil springen raus, sie durchschwimmen die Elz und verschwinden im Wäldchen (Soldaten stellen sich später). Panzer fahren nun weiter Richtung **Waldkirch**. Dann wird die „Stollenbrücke“ über die Elz bei **Gutach** gesprengt. Nach den Panzern endlose Kolonne von Kolonialsoldaten mit schwarzen Turbanen und Umhängen, die zum Beten immer mal wieder die Kolonne verlassen. Maultiere dabei. Dann stoppt der Trupp für ein paar Stunden: deutsche Artillerie schießt vom **Rohrhardsberg** auf Ziele westlich von Oberwinden. Jagdbomber fliegen heran, Explosionen am Rohrhardsberg, Geschütze verstummen. Dann kommen mehrere Offiziere, die in der „guten“ Stube der Witwe Schultis Landkarten ausbreiten und sich beraten. Dabei ein Schwarzer, der immer auf den Jungen starrt, der auf der Ofenbank sitzt. Dieser macht in seine Richtung eine „Negerlippe“, worauf ihn der Soldat in den Hintern tritt. Grund der Verzögerung: zwischen **Gutach und Bleibach** kämpft noch eine SS-Einheit. Auch in Oberwinden Jagd auf Hühner, die Besatzung eines liegen gebliebenen Militärlasters quartiert sich ein: zwei „Marokkaner“, der jüngere aus Rabat, der Fotografien seiner Familie zeigt. Drei bis vier Tage später kommen die beiden wieder, bringen Büchsen, Konserven, Kekse, Schokolade und 20 Liter Benzin, die versteckt werden. Dies als dank für die Gastfreundschaft. Dann kommen zwei ehemalige polnische Zwangsarbeiter mit Armbinden „Hilfspolizei“. Sie durchsuchen das Haus, das Benzin finden sie nicht. Am 10.5.45 zieht die Familie um zu entfernten Verwandten nach **Littenweiler**, zwei möblierte Zimmer, Toilette in der Küche.

Bei dem Bombenangriff am 27.11.1944 wurde unsere Familie in Freiburg, Münchhofstraße Nr.15, total ausgebombt. Mein Vater und mein älterer Bruder waren im Feld. Auf Anregung einer befreundeten Familie gingen meine Mutter, mein jüngerer Bruder (5 Jahre alt) und ich (10 Jahre alt) zu Fuß ins Elztal nach Oberwinden, wo wir eine Bleibe suchen wollten.

Dort angekommen, versammelte sich eine Gruppe von etwa 20 obdachlose Bombengeschädigte aus Freiburg vor dem Schulhaus, wo der Oberlehrer wohnte. Er war gleichzeitig Ortsgruppenleiter der

NSDAP. Andere soziale Strukturen wie Caritas oder Diakonie existierten nicht mehr. Er wies uns bei einer Witwe, Frau Mina Schultis, ein, in dem er meiner Mutter, ohne weitere Erklärung oder Diskussion, einen handgeschriebenen Zettel in die Hand drückte, auf dem „Mina Schultis, Ziegelhütte,“ stand. Dann erklärte er uns kurz den Weg dorthin.

Sie hatte ihr Häuschen an der Landstraße zwischen Ober- und Niederwinden. Im Erdgeschoß wohnte sie mit ihrem pflegebedürftigen über 80 Jahren alten Vater. Im Obergeschoß wohnte ihre Schwester mit Familie. In der Nähe standen noch zwei andere Wohnhäuser, in denen Frau Marie Schill mit ihren Töchtern und der Rechenmacher August Dold mit seiner Familie wohnte. Die Häusergruppe wurde von den Einheimischen „Ziegelhütte“ genannt. Das Haus Schultis lag ca. 15 m nördlich, von der Straße Waldkirch- Elzach und ca. 400 m westlich des Dorfes Oberwinden (heute: Winden im Elztal, Ortsteil Oberwinden) entfernt.

Als wir am 28.11.1944 gegen 21,30 Uhr, es war schon dunkel, an die Türe klopfen und der überraschten Frau Schultis die „Einweisung“ des Ortsgruppenleiters darlegten, regte sie sich zunächst heftig auf. Noch nach fast 61 Jahren kann ich mich wörtlich an ihre Worte erinnern: „Wie kommt der unverschämte Kerl (gemeint war der Oberlehrer, Anm. des Verf.) dazu, mir eine Frau und zwei Kinder zu schicken!“ In einer solchen Situation fühlt man sich schon sehr beschämt und erniedrigt. Meine Mutter meinte hierauf, wenn sie uns nur für diese Nacht aufnehmen könnten. Morgen werden wir uns nach einer anderen Unterkunft umsehen. Nach dem sich die sehr religiöse Frau bald beruhigt hatte, war sie beispielhaft fürsorglich. Wir haben uns bei ihr fünf Monate lang sehr wohl gefühlt. In diesem Haus sollten meine Mutter und wir beide Buben das Kriegsende erleben.

Das Ende des Krieges war spürbar. Es gab keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr, und Deutschland war schon zu einem Teil von fremden Truppen besetzt. Zu den Bombenflüchtlingen aus Freiburg kamen die zwangsweise evakuierten Bauern aus der Rheinebene, die in der Nähe des Rheines ihre Dörfer verlassen mussten. Sie zogen mit Pferde- und Ochsenkarren mit ihrer Habe am Haus vorbei nach Oberwinden und in das obere Elztal.

Beim Schafe hüten

leistete uns ein Junge der „Landerer“, wie die Elztäler die Bauern aus der Rheinebene nannten, Gesellschaft. Er brachte getrocknete Tabakblätter mit, aus welchen wir Zigaretten und Stumpen drehten, die wir dann rauchten. Beim Rauchen wurde es mir einmal so schlecht, dass ich mich übergeben musste. Wahrscheinlich war dieses Erlebnis mit ausschlaggebend für meine lebenslange Distanz zum Rauchen.

In deutlicher Erinnerung habe ich noch, dass Mitte April 1945 mehrere Stunden im „Gänsemarsch“ deutsche Soldaten aller Wehrmachtsteile ohne Koppel, Dienstgradabzeichen und Waffen von Waldkirch kommend am Haus vorbeizogen. Diese Soldaten machten einen Mitleid erregenden Eindruck. Wie zu hören war, wurde das Militärgefängnis Freiburg evakuiert. In einem Teil des Freiburger Gefängnisses

waren Soldaten eingesperrt. Die inhaftierten Soldaten wurden von bewaffneten Soldaten bewacht und begleitet.

Aus der Gegenrichtung fuhr an einige Tage vor der französischen Besetzung eine große deutsche Panzerkolonne, die Panzer trugen die sandbraune Tarnfarbe des Afrika- Corps, in Richtung Freiburg. Später standen diese Fahrzeuge verlassen und ausgeplündert im Wald zwischen Heuweiler und Gundelfingen.

Große Bomberverbände überflogen täglich in großer Höhe, von Westen nach Osten, das Elztal. Mehrmals am Tag erschreckten tief fliegende Jagdmaschinen die Bevölkerung. Es war wohl der Jagdschutz der Bomber, denn irgendwelche Angriffe auf Fahrzeuge und Einzelpersonen ,wie es in der Rheinebene häufig geschah, habe ich in Oberwinden nicht erlebt. Seit dem Bombenangriff auf Freiburg hatte ich nicht zu beschreibende Angst vor Flugzeugen. Sobald ich das Geräusch von Flugzeugmotoren hörte, verließ ich das Haus und ging zum nahen Waldrand. Dort setzte ich mich unter die Bäume und beobachtete die viermotorigen Bomber mit ihren langen Kondensstreifen. In einem geschlossenen Raum hielt ich es, wenn ich Flugzeuge hörte, nicht mehr aus.

Am Spätnachmittag des 21. April 1945 vernahm man aus Richtung Elzach das dumpfe gleichmäßige Brummen von Panzermotoren. An der westlichen Ortsgrenze von Oberwinden, beim „Neudorf“, konnte man nach kurzer Zeit zwischen den Häusern Panzer erkennen. Sie standen mit den Geschützrohren nach Westen , also in Richtung unseres Hauses. Wir wussten nicht, waren es Amerikaner oder Franzosen. Auf die Entfernung von ca. 400 m sah man lediglich die erdbraunen Uniformen und die weißen Sterne auf den Fahrzeugen. Jeder hatte Angst vor dem Kommenden. An diesem Tag blieben die Panzer im Dorf stehen. Die Landstraße war wie ausgestorben. Es wurde Nacht, und wir verriegelten die Fensterläden und die Haustüre.

Es war etwa 22.30 Uhr, ich war noch nicht zu Bett gegangen, als es laut an der Haustür klopfte. Frau Schultis und meine Mutter öffneten, draußen stand ein deutscher Soldat. Ich war neugierig und wich nicht von der Seite meiner Mutter, mein jüngerer Bruder schlief bereits. Er hatte eine Panzerfaust und eine Maschinenpistole umgehängt. Auf dem Kopf trug er einen Stahlhelm. In gebrochenem Deutsch fragte er nach etwas zu essen. Er war aus der Ukraine und bis heute früh, zwischen Haslach im Kinzigtal und Elzach, mit einem Leutnant unterwegs. Plötzlich sei ihnen ein kleines Auto (Jeep) mit einem Maschinengewehr auf der Kühlerhaube begegnet und sein Leutnant sei erschossen worden. Der Leutnant weigertesich, sich zu ergeben, weil er seinem Fahneneid treu bleiben wollte, erzählte der Ukrainer. Er selbst flüchtete mit schnellen Sprüngen in den nahen Wald.

Als er etwas gegessen hatte, Frau Schultis wärmte Reste des Mittagessen auf, setzte er seinen Weg fort. Wir waren sehr erleichtert, als er wieder weg war, denn ein deutscher Soldat, der nicht richtig deutsch sprechen konnte, machte auf uns einen beängstigenden Eindruck.

Als es Morgen geworden war, standen die Panzer noch im Dorf. Kurz vor 10 Uhr kam ein einzelner älterer Mann aus Richtung Niederwinden am Haus vorbei. Er trug einen zusammengeklappten Regenschirm auf der Schulter, an dem ein weißer Lappen wehte. Wir riefen ihm zu, dass im Dorf fremde Soldaten seien, aber er lachte und setzte seinen Weg forschen Schrittes in Richtung Oberwinden fort. Wenig später kam ein deutscher Militär- Lastwagen, der in Richtung des Dorfes fuhr. Wir riefen und winkten und wollten vor den fremden Panzer warnen. Die Flaksoldaten fuhren weiter, ohne auf unser Winken zu reagieren. Als der LKW ca. 40 m am Haus vorbei war, setzte plötzlich eine wilde Schießerei auf das Fahrzeug ein.

Drei Soldaten und zwei Frauen in Zivil sprangen von dem schnell anhaltenden Fahrzeug. Wie auf dem Kasernehof mit „Volle Deckung - Sprung auf Marsch- Marsch“ überquerten sie in südlicher Richtung die Wiese in Richtung Elz und zum Hörnleberg. Die Wiese lag etwas tiefer als die Straße, und das war der Vorteil der Fliehenden. Sie erreichten die Elz, durchschwammen sie und tauchten in einem kleinen Wäldchen jenseits des Flusses unter. Ich stand bei der Haustür im „toten Winkel“ und schaute dem Schießen zu. Es wurde mit dem schweren Maschinengewehr, das jeder Panzer auf dem Turm mitführte, geschossen. Man konnte durch die Leuchtspurmunition die Bahn der Geschossgarben genau erkennen. Auch mit den Kanonen der Panzer waren einzelne Schüsse auf das Auto abgegeben worden. Man sah dies an den kleinen Granatlöchern in der Wiese. Als der Kühler getroffen wurde, ließen die Einschusslöcher Wasserdampf in die Höhe zischen. Alle Scheiben gingen zu Bruch und die Reifen waren zerschossen.

Die Elz war an der Stelle, wo sie von den Flüchtenden überquert wurde, über ein Meter tief. Bevor die Franzosen kamen, war ich einmal dabei, wie ein junger Mann, ich glaube es war ein auf Urlaub befindlicher verwundeter Soldat, mit einer Handgranate Fische fing. Als er die Granate warf, lagen wir alle flach auf dem Boden; anschließend wunderte ich mich, wie viele tote, kleine und große Fische auf der Elz schwammen.

Kurze Zeit später verließ ein Mannschaftspanzer, ein so genannter „Half-Truck“, das Dorf. Er kam zu unserem Haus und stellte sich auf das Brückchen neben der Straße. Die Franzosen, wir sahen nun die kleine Trikolore an der Seite des Fahrzeugs, suchten mit Ferngläsern den Wald in der Fluchtrichtung der deutschen Flaksoldaten ab. Plötzlich begannen sie in den Wald zu schießen. Die Hülsen lagen später auf dem Weg, der zum Hause führte. Die Soldaten machten ernste Gesichter, obwohl ich sie freundlich angelächelt habe. Es wurde aber niemand getroffen, denn wie zu hören war, begaben sich die geflüchteten deutschen Soldaten nach einigen Tagen unverwundet beim Rathaus Oberwinden freiwillig in Gefangenschaft.

Nun setzte sich auch die Panzerkolonne aus dem Dorf in Richtung Waldkirch in Bewegung. Die Panzer (amerikanischer Herkunft vom Typ „Sherman“) und Mannschaftspanzer fuhren an unserem Haus vorbei. Ich stand vor der Haustüre und schaute zu. Plötzlich wurde das obere Elztal von einer lauten Explosion erschüttert. Man sah westlich von Oberwinden eine größere Staub- oder Dampfsäule. Die „Stollenbrücke“

über die Elz bei Gutach war in die Luft gesprengt worden. Nach der Panzerkolonne kam ein schier endloser Zug Kolonialsoldaten mit Maulesel als Tragetierr. Wie ich später erfuhr, handelte es sich um „Tirailleur d'algrien“. Sie trugen schwarze Turbane und dunkelbraune Kapuzenmäntel der Beduinen über der Uniform. Immer wieder verließ ein Soldat die Reihe, bereitete sein Burnus auf der Wiese aus und betete kniend in Richtung Osten, offenbar waren einige gläubige Muslime bei der Truppe.

Dann stoppten die vorrückenden Truppen einige Stunden. Die Soldaten setzten sich am Straßenrand. Aus westlicher Richtung war Gefechtslärm zu hören. Gleichzeitig beschoss deutsche Artillerie, die ihre Stellung in der Nähe des Rohrhardsberges hatte, kurzfristig Ziele weit westlich von Oberwinden. Plötzlich flogen Jagdbomber in niedriger Höhe über das Tal nach Osten. In Richtung des Rohrhardsberges hörte man Explosionen, und das Schießen der Geschütze verstummte.

Unvermutet bekamen wir im Haus Besuch. Drei bis vier Jeeps hielten auf der Wiese vor dem Haus. Mehrere Offiziere nahmen für eine Besprechung die gute „Stube“ in Beschlag. Ich blieb auf der Ofenbank sitzend dabei um zu sehen, was hier passiert. Auf dem Tisch wurden große Landkarten ausgebreitet und Frau Schultis servierte saueren Apfelmost. Es war offenbar eine wichtige Besprechung, denn die Soldaten nahmen von mir keine Notiz. Bis auf einen, der immer in meine Richtung schaute. Anscheinend sah er, wie ich ihn anstarrte, es war nämlich ein Schwarzer oder, wie man damals sagte, ein Neger. Bisher hatte ich nur einmal aus der Ferne gefangene französische Negersoldaten in Freiburg gesehen.

Schließlich wurde mir seine Blicke lästig. Ich machte in seine Richtung eine „Negerlippe“. Meine Grimasse fand er gar nicht witzig. Er sprang auf, und ich versuchte mich durch die Tür zu retten, aber er war ein Schritt schneller als ich. Er trat mit aller Kraft in meine verlängerte Rückenpartie. Die anderen Offiziere lachten. Meine Mutter, die französisch sprach, kam durch den Lärm aufmerksam geworden aus der Küche und beruhigte den Mann. Nach ca. zwei Stunden setzten die Offiziere ihren Weg fort. Die Verzögerung war durch eine SS- Einheit ausgelöst worden, die zwischen Gutach und Bleibach noch für den „Endsieg“ kämpfte.

Nach dem die Franzosen weiter gezogen waren, hörte man, dass ein älterer Bauer von den Franzosen erschossen worden sei. Offenbar habe er von seinen Erlebnissen während des Ersten Weltkrieges in Frankreich erzählt. Er sei an sein Scheunentor gestellt und erschossen worden. Den Namen des Mannes habe ich aber im Laufe der Jahre vergessen.

Heute wissen wir, dass die Ereignisse im April 1945 die Befreiung der Deutschen vom Nazi- Regime war. Ein Verdienst der Alliierten, den man auch heute noch nicht hoch genug bewerten kann. Damals hat man das zunächst jedoch nicht so empfunden. Man sah in der Besatzung zunächst mit gemischten Gefühlen eine bedrückende Last. Keiner konnte sich vorstellen, dass die Franzosen nach fast 50 Jahren Präsenz als Freunde von uns scheiden würden. Unsicherheit und Zukunftsängste belasteten die Gemüter, zumal

große Sorge wegen der Heimkehr der Kriegsteilnehmer, die in Ost und West in Gefangenschaft waren, bestand.

Eine Befreiung wurde jedoch damals sofort dankbar empfunden. Das war das befreiende Ende von der enormen Angst vor Fliegerangriffen. Diese traumatische Erfahrung kann den heutigen Menschen kaum vermittelt werden.

Ein besonderes Augenmerk hatten die Besatzungstruppen auf Geflügel, vor allem auf frei umher laufende Hühner. Immer wieder stoppte auf der Straße ein Wagen. Stehend freihändig schossen die Soldaten auf das in der Wiese flanierende Federvieh. Einmal wurde ich aus der Nähe Zeuge französischer Schießkunst. Ein Jeep hielt an. Der Soldat stellte sich im offenen Wagen (Jeep) auf und schoss, einmal, zweimal, mehrmals. Bei einem Schuss sprang ein Huhn in die Höhe und kleine Federn wirbelten durch die Luft. Das Huhn blieb unverletzt, anscheinend waren die Hühner zu weit von der Straße entfernt.

Es vergingen mehrere Tage, als in der Nähe unseres Hauses ein französischer Militärlastwagen liegen blieb. Zwei Kolonialsoldaten (Marokkaner) kamen mit ihren Gewehren auf das Haus zu und begehrten höflich Einlass. Der Abschleppwagen sollte bald kommen. In der Nacht wollten sie bei uns schlafen, außerdem sollten wir sie auch verpflegen. Das erste was wir taten, war die Hühner einsperren. Es sollte vier Tage dauern bis der „Camion-Depannage“ von Straßburg eintraf.

Es waren zwei friedliche Marokkaner. Der Jüngere stammte aus Rabat. Er zeigte uns Fotografien seiner Familie und erzählte meiner Mutter von seiner Familie. Ich glaube, er hatte Heimweh. Der Ältere war sehr schweigsam. Er hatte einen „Schmiss“ im Gesicht und eine Tätowierung auf der Stirne. Er schlief den ganzen Tag auf einer Decke neben der Treppe zur Haustür; ausgerechnet an dem Schiebefenster für die Hühner, die ihren Stall im Keller hatten. Am dritten Tag fragte meine Mutter den Jüngeren, ob er seinem Kameraden nicht sagen könne, dass er um die Ecke schlafen solle, wo er mehr Ruhe habe, damit wir die Hühner kurz raus lassen konnten. Er fand nichts dabei, und so konnten wir die Hühner laufen lassen, ohne, dass der Ältere das merkte. Zumindest ließen beide unsere sechs Hühner in Ruhe. Beim Essen fragten sie immer, ob das Fleisch etwa Schweinefleisch wäre oder ob wir mit Schweineschmalz gekocht hätten. Speck aßen sie gar nicht, und den Most ließen sie auch stehen. Dafür tranken sie Ziegenmilch im Kaffee.

Es waren angenehme Hausgäste, was man in unserer Region nicht von allen Kolonialsoldaten sagen konnte. Trotzdem waren wir froh, als sie wieder weg waren. Doch wir sollten eine angenehme Überraschung erleben. Drei bis vier Tage später kamen sie uns besuchen. Für unsere Gastfreundschaft brachten sie uns mehrere Büchsen Konserven, Kekse, Schokolade und, was damals wertvoller als Gold war, einen Kanister mit 20 Liter Benzin. Das war ihr freiwilliger Dank für die Gastfreundschaft. Das Benzin versteckte ich, nach gemeinsamer Beratung der Hausgemeinschaft, unter den eingelagerten Kartoffeln (für das Schwein und uns) im Keller.

Einige Tage später kamen zwei ehemalige polnische Zwangsarbeiter auf einem Motorrad zu uns. Sie waren in Zivil und hatten eine weiße Armbinde mit der Aufschrift „Hilfspolizei“ am Arm. Sie waren mit Maschinenpistolen bewaffnet und forderten in unverschämtem Ton Benzin. Als sie in allen Räumen des Erdgeschosses gesucht hatten, durchsuchten sie in dem angebauten Schopf. Dort hing ein deutscher Uniformmantel, den ich einige Tage zuvor am Spitzenbach, in der Nähe des Hauses gefunden hatte. Meine Mutter färbte den Stoff und machte mir später eine lange Hose und eine Jacke davon. Wir hatten beim Bombenangriff alle Kleidung, außer der, die wir auf dem Leib trugen, verloren. Als die Polen den Mantel sahen, sagte der eine zu meiner Mutter: „Ah, Mann Volkssturm!“ Darauf zeigte ihm meine Mutter, die sehr energisch werden konnte, die Türe. Beide ließen sich von dem Auftreten meiner Mutter einschüchtern. Sie verließen das Haus.

Wichtig war, das Benzin hatten sie nicht gefunden. Der Keller war nur von außerhalb des Hauses zugänglich und das schienen die Plünderer übersehen zu haben.

Am 10. Mai 1945 zogen wir um nach Freiburg- Littenweiler, wo uns entfernte Verwandte meines Vaters zwei möblierte Zimmer mit Küche zur Verfügung stellten. Dass in der Küche gleichzeitig die Toilette war, nahm man damals gerne in Kauf, wenn man ein Dach über dem Kopf hatte.

Kurt Lehr